Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933
1931

50 (28.2.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 9

Visual Library

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 50

Nr. 9 Samstag, den 28. Februar 1931

Karl Söhle

Zu seinem 70. Geburtstage am 1. März

Von Hanns Martin Elster

Zweierlei Blut pulsiert in diesem Humoristen und Musikanten. Es jagt ihn zwischen der Sehnsucht nach fester Verwurzelung in niedersächsischer Heimaterde, im Heidebauerntum und der Unruhe aus polnisch-französischer Abenteuerromantik hin und her. Realistik und Phantasie, Verstand und Gefühl liegen im Kampfe miteinander oder unterstützen sich gegenseitig. Was kann bei solcher Zwiespältigkeit der Natur anderes geboren werden als die Unseligkeit innerer und äußerer Zerrissenheit oder — bei schöpferischer Beigabe — der alles überwindende Humor? Söhle erreicht die Rettung seiner Entwicklung, seines Lebens, seines schöpferischen Triebes im Humor.

Wohl half die Musik, half die Poesie in Notzeiten über böse harte Stunden hinweg, der Humor blieb stets die letzte Rettung. Söhles Bücher lassen dies erkennen. Ihr Humor ist erlebt. Gewiß ist er Raabescher oder Reutescher Art. Aber in Blutsverwandtschaft. Alles Ganzes eigenes Gewächs, an dem man seine Herzensfreude hat, wenn man auch in seiner Form nicht immer einverstanden ist. Freilich: im Lachen oder Lächeln sich hin und wieder gehen lassen, ist kein Fehler. Zumal, wenn die Quellen dieses Lachens und Lächelns echt sind.

Man mag gegen dieses Dichters wenige Bücher sagen, was man will: aus Innerlichkeit sind sie in Stoff und Form, Gehalt und Eigenart von der ersten bis zur letzten Zeile geboren. Abstammung, Blutrhythmus, Jugenderfahren und ein trotz räumlicher Begrenzung bewegtes Leben rief sie aus Heimatliebe, Landtreue, Menschenkenntnis, Erinnerungsgefühl und Stimmungsreichtum hervor. In der Lüneburger Heide ward Söhle als Sohn eines Oberharzer Beamten aus niedersächsischem Bauernblut und einer polnisch-französischen Mutter geboren. Ein echter, verträumter, verzogener Dorfjunge, dem das Leben der Natur viel wertvoller und wichtiger war als der Inhalt der Schulbücher, fand er sich im Lehrgange der Gymnasium zu Lingen a. Ems, zu Salzwedel nicht zurecht. Wer weiß, ob er sein Lehrerexamen bestanden hätte, wäre er nicht ein leidenschaftlicher Musikus geworden. In einem Heideneste atmete er als junger Lehrer nur in den Werken Mozarts, Haydns, Beethovens, Schuberts, bis ihn ein Mäzen nach Dresden auf das Konservatorium schickte. In der sächsischen Hauptstadt ist er dann hängen geblieben, Musikkritiker, Musikprofessor und Dichter geworden. Avenarius entdeckte seine Bücher eines Tages, lobte ihn über den grünen Klee, so daß Söhle manchen unverdienten Widersacher erhielt, bis die Gegenwart sein Schaffen richtig einschätzte, wie er selbst es tut.

Denn daß ich es nur gleich betone: einer von den Großen, Bedeutenden, ist Karl Söhle nicht. Eins aber ist gewiß: ein Eigener ist Söhle von Wuchs und Innenwesen, von Ansicht und Gehalt, in Wort und Tat. Wir haben kaum einen zweiten Dichter, der wie Söhle es in seinen **„Musikantengeschichten"**, die in zwei Bänden **„Musikanten"** und **„Musikanten und Sonderlinge"** hervortraten und nun (wie alle Bücher Söhles bei L. Staackmann, Leipzig) in einem Bande vereinigt sind, verstanden hat, das **Seelenleben des musikalischen Menschen dichterisch groß und menschlich rein zu offenbaren.** Hierin ruht Söhles unvergängliches Verdienst, und deswegen werden Söhles Musikantengeschichten mit ihren wunderlichen Gestalten, töneerfüllten Käuzen und notendurchwobenen Stimmungen fortleben. Romantiker, Phantasie- und Gefühlsmensch, lyrisch weich, voll stillen Behagens, reich an warmer Innerlichkeit, einfach, lebenserprobt, gibt Söhle sich hier. Die Menschen ruhen im richtigen Querschnitt seines Blickes: er weiß sie stets frisch, lebendig, anschaulich hinzustellen und eine Innenwelt hinzubreiten, der eine ebenso einheitlich gebildete Außenwelt im Dorffrieden der Lüneburger Heide entspricht. Man nehme nur die Geschichte von **„der Orgelweihe"** oder auch die im Sonderdruck erschienene Novelle **„Der heilige Gral"**, es sind Söhles Gipfelleistungen.

Zweifellos hat Söhle gleiche künstlerische Reife nicht wieder erreicht. Deswegen ist aber sein einziger Roman **„Der verdorbene Musikant"** keineswegs abzulehnen. Diesen Roman schrieb das Leben, des Dichters eigenes Leben. Weil ein Leben, das erfahren, erlitten, erlebt ward, darin eingefangen ist, darum ist das Buch wertvoll und reich. Wie ein innerlich reicher, aber äußerlich haltloser Mensch zur Bezwingung seiner Daseinspflicht, zum Humor durchdringt, ist der Inhalt des kurzweiligen, gemütvollen und immer munteren Buches.

Zu ihm bilden Söhles weitere Werke Ergänzung und Rahmen. Die Heimat der Lüneburger Heide wird mit ihren Käuzen und Originalen, Bildern und Stimmungen in der **„Schummerstunde"** eingefangen: ganz volkstümlich, stark mit plattdeutscher Mundart durchsetzt, erzählt Söhle von alten Heideschäfern, von allerhand Spuk und unerlebten Dingen, von seltsamen Silvestererlebnissen, von Dick- und Querköpfen, Schnurrpfeifer und Winkelmusikanten, vom Amtmann und Amtsrat, von den Töpperschen und von der Jugend aus Fichtenhagen. Und auch ein paar Verse läßt er nachklappen...

Mozart und Bach — neben Brahms zwei Lieblinge seiner Musikleidenschaft — gelten zwei weitere Werklein: das dramatische Zeitbild in vier Aufzügen, **„Mozart"**, das aus gediegenen kulturgeschichtlichen Studien einen anschaulichen Dialog entwickelt und das musikalische Kulturbild, die Novelle **„Sebastian Bach in Arnstadt"**, die im Chronikenstil Bachs Liebe und Kampf um eine Lebensstellung mit breitem Eingehen auf damalige Zeit- und Musikverhältnisse schildert und mit Fröhlichkeit durchtränkt.

Seit Jahren ruht Karl Söhles Feder, zum Zeugnis seiner künstlerischen, menschlichen Echtheit. Der Dichter, der nur Erlebtes gibt, wollte nicht zum Schriftsteller werden. Keine umfangreiche Produktion erdrückt seine Musikantengeschichte, seinen Roman vom „verdorbenen Musikanten". Beide Bücher und damit Karl Söhle selbst, werden stets dort Widerhall finden, wo man deutsche Musik liebt und treibt.

Vom Kommen und Gehen der Seuchen

Von Prof. Dr. P. Morawitz
Direktor der med. Universitätsklinik, Leipzig

Immer wieder treten auch bei uns in Deutschland Krankheiten wie die Grippe usw. plötzlich massenhaft auf — eine Seuche kommt und verschwindet dann nach einiger Zeit wieder. Wie diese merkwürdigen Schwankungen zu erklären sind, darüber unterrichtet unsere Leser der nachstehende Artikel.

In der Erkenntnis der mit dem **Problem der Seuchenentstehung** zusammenhängenden Fragen haben uns in neuerer Zeit von englischen und amerikanischen Gelehrten unternommene Versuche sehr gefördert. Es handelte sich bei diesen Experimenten darum — was bisher noch nicht geschehen war — **im Tierexperiment Menschenepidemien nachzuahmen** und ihre Bedingungen genau zu studieren.

Die Methode dieser Forscher bestand darin, in einer sog. Mäusestadt, die von 3000 bis 4000 Mäusen bewohnt war, eine Epidemie von Mäusetyphus hervorzurufen, in dem einige Tiere infiziert wurden. Dann aber überließ man diese Mäusestadt sich selbst und sah zu, was sich ereignete.

Zunächst traten einige Todesfälle auf, bald hier, bald dort. Nach kurzer Zeit bricht dann die Epidemie mit Gewalt aus, täglich sterben eine Menge der kleinen Bewohner. Dann schwächt sich die Seuche ab, obwohl noch viele Mäuse am Leben sind. Endlich erlischt sie völlig. Und doch sind noch Mäusetyphusbazillen in den Entleerungen mancher ganz gesunder Tiere nachweisbar.

Die Epidemie scheint endgültig erloschen, aber sie bricht von selbst und ohne daß man neue Mäusetyphusbazillen hineinbringt, wieder aus, sobald neue, gesunde Mäuse zu den alten eingesessenen Bürgern in die Mäusestadt gesetzt werden. Dann sterben zunächst die neuen, bald aber ergreift die Seuche auch die alten Bewohner, die schon die erste Welle der Epidemie überstanden haben. Auch ein Teil von ihnen geht ein.

Die Epidemie kann aber auch ohne Zufuhr frischer Mäuse in der Mäusestadt wieder ausbrechen. In einer solchen Stadt wachsen natürlich in sehr schnellem Tempo Junge heran. Sobald deren Zahl nach Ablauf der Seuche etwas größer geworden ist, bricht die Seuche ganz genau so wieder aus, wie wenn man von außen gesunde, aber ortsfremde Mäuse hinzugefügt hat. Erst sterben natürlich hier die jungen, dann aber auch die alten Tiere, die die erste Epidemie glücklich überstanden haben. Immer aber bleiben von jeder Art eine größere Zahl am Leben.

Interessant ist es nun, daß in diesen Mäusestädten zur Zeit der Mäusetyphusepidemie zuweilen auch Tiere an anderen Seuchen sterben, so daß die **Grundseuche anscheinend günstige Bedingungen auch für die Entwicklung anderer infektiöser Erkrankungen schafft.**

Je dichter das Mäusevolk wohnt, um so heftiger ist die Seuche, je mehr man es auf einen großen Raum und viele kleine Siedlungen verteilt, um so milder die Epidemie.

Friedensvereinigungen in Paris

Paris, 25. Februar.

Es ist das Erbübel eines jeden Landes, das von internationalem Reisepublikum aufgesucht wird, daß es selbst seine Bewohner nicht in die Welt hinausschickt, um sie fremde Landesbräuche, Kulturbilder und Charakteräußerungen aufnehmen zu lassen. Ausländische Eigenart wird ihnen zugetragen, uns es bleibt ihnen keine andere Aufgabe als die des Öffnens von Auge, Ohr und Herz. Viel Falsches wird ihnen übermittelt, viel Verschwommenes, viel Verfärbtes, aber auch viel unnatürlich Übertriebenes.

Der Schweizer hat sich noch nicht allzu lange entschlossen, aus seinem internationalen Natursalon hinauszutreten und in eigener Person fremde Lande aufzusuchen. Der **Franzose**, und vor allem der Pariser, bleibt immer noch gerne **im eigenen Heim** oder im Café sitzen und läßt Europa und die Welt an sich vorbeimarschieren. In **einem** Punkte aber ist er dem geschäftstüchtigen Schweizer voraus: Er weiß die Angehörigen der verschiedensten Länder zu sammeln, sie gegenseitig zu interessieren und ihnen eine übernationale, **rein geistige** Heimat zu bilden, eine Heimat, in der sich der Franzose selbst zu Hause fühlen kann. Eine Heimat also für die ganze Welt.

Das sind die internationalen Clubs, Cercles, Sociétés, Unions, Foyers, Assemblées, Salons, Ligues und eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Kreisen, in denen von der großen Weltheimat gesprochen wird. Wer sich zu dieser umfassenden Gemeinschaft bekennt, liebt im Kleinen den **Burgfrieden**, im Großen den **Frieden** überhaupt.

Es ist sehr natürlich, daß an nichtfranzösischem Publikum hauptsächlich ausländische Studenten vertreten sind, worunter wieder die **deutschen Akademiker** in größter Anzahl erscheinen. Deutschland tut in letzter Zeit sehr viel für internationale Verständigung; es begegnet dem großen Mißtrauen, das ihm von den Ententemächten immer noch und stets von neuem entgegengebracht wird, mit versöhnlicher Gebärde, indem es gerade selbst und aus eigenen Mitteln seine Jugend in die früher feindlichen Länder schickt und zu späteren Vermittlern ausbildet.

Aus **französischen** Kreisen sind es besonders literarisch Interessierte, die sich bei den gemeinsam veranstalteten Thés, Vortrags- und Diskussionsabenden zusammenfinden. Die weltumfassende, vereinigende Bedeutung der **Literatur** ist hier längst erkannt worden. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß den beiden stets genannten, aber fast alleinbleibenden literarischen Größen im Lager der nationalen Action Française, Léon Daudet und Charles Maurras, eine bedeutende Anzahl von Schriftstellern im Lager der Paneuropäer, der Pazifisten, der Weltfriedensbündler usw. gegenübersteht, in der die Namen Romain Rolland und Georges Duhamel beinahe verschwinden.

Was diese Großen **alle** wollen, was sie durch Wort und Schrift verlangen, das wird von den Kleinen in hundertfältiger Umformung wiederholt. Daß dabei viel Wesenloses, Kleinliches, nur Gesellschaftsmäßiges mit unterschlupft, ist nicht verwunderlich: der Gedanke des **Weltfriedens** ist so groß, daß nur über seine Bruchstücke diskutiert wird, daß aus dem einmaligen, gewaltigen Wurf der Frage ein Komplex von vielen Problemen wird. Die tausend kleinen Fische warten, bis sich der große Klumpen in unzählige Brocken aufgelöst hat.

So entsteht das Bild der Pariser Friedensvereinigungen: Hinter den gewaltigen Kampftieren des Meeres ziehen die Schwärme der geringen Fischlein daher. Ihr Ziel ist stets dasselbe: Sie wollen alle fressen. Aber es ist nicht der Führer, es ist der gemeinsame **Gegner**, der Vielfraß, der Bösewicht, der Krieg, den sie angreifen und tilgen wollen. Und sie versuchen es alle mit den ihnen eigenen Mitteln, die Großen mit den vielverschluckenden Rachen, die Kleinen mit Mäulchen, die eher zum Küssen als zum Schnappen geschaffen zu sein scheinen.

Manchmal klingen also die zahlreichen guten Worte der Damen, die nie etwas vom Krieg erfahren haben, ein klein wenig lächerlich. Und doch: welcher Kleinpolitiker, welcher Musikfreund, welcher Sportbegeisterte wirkt nicht auch lächerlich, wenn er den Mitmenschen vor Erregung auf den Füßen herumtrampelt? Sie gehören alle zum Handwerk der Großen; sie sind Mittel, Masse, Gewalt der Vielzahl, wenn es bei den Großen handeln und Taten vollbringen heißt. Sie haben die Resonnanz zu bilden und werden dafür herrlich beschenkt.

Eine solche Resonnanz gebührt vielen der klugen und menschheitsfreundlichen Vorträge, die von den französischen Wortführern in den Pariser Vereinigungen für Friede, geistigen Austausch, Verständigung usw. gehalten werden. Sie sprechen nicht allein vom Frieden — wie ja auch die Vereinigungen alle möglichen Namen ohne das kennzeichnende Wort „Friede" tragen —, sie sprechen von Bestimmungsfreiheit, von Humanität, von Frauenrecht, von Glaube, von Kunst und — von Heimatliebe. Denn für große Männer sind **alle** großen Gedanken groß!

Es ist zu wünschen, und es wird auch schon verschiedentlich angestrebt, daß sich die Unzahl der kleinen Gesellschaften zusammenballt, um von Paris aus eine hörbarere Sprache zu reden. Es würde damit vor allem dem Franzosen gemeinhin einmal die Erkenntnis werden, daß nicht nur er selbst die Ruhe liebt, sondern daß sich Menschen aus der ganzen Welt und ganz besonders aus Deutschland um gegenseitiges Verständnis bemühen.

Helmut Schilling.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Was lehren diese interessanten Beobachtungen?

Zunächst: die Seuche hört auf, trotzdem noch Bazillen da sind, auch noch Mäuse leben. Sie hört deshalb auf, weil diese überlebenden Mäuse von vornherein schon eine gewisse Resistenz gegen die Seuche besitzen und die Infektion ihnen daher nicht schaden kann. Vielleicht werden sie krank, aber sie bleiben leben.

Daß frische Mäuse, die man in die verseuchte Mäusestadt hineinsetzt, zum Teil sterben, ist verständlich. Denn es sind von der vorigen Seuche ja noch Bazillen vorhanden. Warum stirbt dann aber auch ein Teil der Alten, die der ersten Sturmflut getrotzt haben? Der Grund liegt darin, daß sich die Erreger in den frischen Mäusen gewaltig vermehren, vielleicht auch an Virulenz zunehmen. Nun infizieren sich die alten Bewohner mit ungewöhnlichen Massen von Keimen, Massen, denen dann ihre Resistenz doch nicht immer gewachsen ist.

Nun **verstehen wir auch, warum aus Kriegszeiten, die** zu einer sonst nie bekannten Durcheinanderwürfelung von Menschenmassen führen, **so häufig Seuchenzeiten werden.** Nicht die Heere, die in ein scheinbar gesundes Land einmarschieren, in dem dann später die Seuche ausbricht, sind immer die Träger der Epidemie. Diese kann auch im Lande selbst schlummern, ohne viel Erscheinungen zu machen. Die Einwohner erkranken zunächst nicht, oder nur ganz leicht. Wenn aber fremde, empfindliche Menschen ins Land dringen, bricht die Seuche aus und ergreift dann auch die einheimische Bevölkerung.

Es sind also, außer der Anwesenheit der Bakterien doch auch noch andere Faktoren, die das Entstehen von Seuchen regulieren. Dieses sind, soweit man bisher weiß:

1. Die Resistenz (Widerstandsfähigkeit) der Menschen und deren Änderung. Sie ist von vornherein schon sicher nicht immer gleich. Wahrscheinlich kann sie nicht nur durch leichtes Überstehen der Krankheit, sondern auch durch Ernährung, durch das Wetter und noch anderes beeinflußt werden.

2. Die Massenhaftigkeit der Infektion. Je mehr Bakterien vorhanden, um so massiver ist die Ansteckung. Haben sich die Erreger in geeigneten, resistenzlosen Personen gewaltig vermehrt, dann besteht auch die Gefahr für die widerstandsfähigen. Denn massenhafte Infektion bricht den Seuchenschutz einer mäßigen Immunität. Daher die Erkrankung der alten Einwohner eines Mäusedorfes, wenn frischer Zuzug gekommen ist.

3. Änderungen der Virulenz, d. h. also der krankmachenden Kraft der Erreger selbst. Wir wissen darüber noch nicht sehr viel. Es scheint aber doch, daß, je schneller die Mikroben sozusagen von Hand zu Hand gehen, um so mehr auch ihre Giftigkeit für den empfänglichen Organismus wächst.

Man muß sich natürlich sehr davor hüten, Erfahrungen, die bei einer Seuche gemacht worden sind, nun kurzerhand auf alle zu übertragen. Jede Seuche hat ihre Besonderheiten der Übertragung, Verbreitung, Resistenz.

Ohne daher die Ergebnisse jener Mäuseversuche der Engländer und Amerikaner überschätzen zu wollen, muß man doch zugeben: sie machen uns mancherlei verständlich:

Warum brachen in manchen Ostseebadeorten gerade zu der Zeit der Saison Typhusepidemien aus? Sicher waren sie nicht durch die Badegäste eingeschleppt. Es war vielmehr dasselbe, wie die Besetzung der Mäusestadt mit frischen Mäusen.

Warum zeigen die Masern kurzfristige Maxima alle 3 bis 5 Jahre, die Grippe Wellen, die in etwa 30jährigen Intervallen ablaufen?

Für Masern besteht eine **allgemeine** Empfänglichkeit und eine **lebenslängliche Immunität.** Demgemäß erkranken jedesmal fast alle Empfänglichen. Eine neue größere Welle kann erst kommen, wenn eine neue, noch nicht durchseuchte Jugend da ist.

Und nun die Seuche, die uns in den letzten Jahren besonders interessiert hat, die **Grippe!** 1889/90 trat sie sehr stark auf, dann wieder von 1918 an. Es ist anzunehmen, daß 1890 eine fast völlige Durchseuchung stattfand. Es entstand dadurch ein mäßiger Grad von Immunität. Die Grippe erlosch langsam. 1918 war ein Geschlecht herangewachsen, das keinen Seuchenschutz mehr besaß. Dazu kam die Völkerverschiebung durch den Krieg. Nun begann die Grippe mit leichten Erkrankungen im Sommer 1918. Offenbar war die Menge der Erreger noch nicht sehr groß, ihre Virulenz recht gering. Im Laufe des Herbstes hatte anscheinend Menge und Virulenz des Grippevirus so zugenommen, daß jenes lawinenartige Anschwellen der Seuche möglich wurde. Aber wahrscheinlich kam dazu noch eine gewisse zeitliche Disposition, wenn man erwägt, daß die Grippe eine Winterkrankheit ist. Eine hinreichende Erklärung für diese Wintermaxima läßt sich noch nicht geben.

Besonders junge Menschen, die 1890 noch nicht gelebt hatten, erlagen der Grippe, oft gerade die Gesundesten.

Auch die **Sydenhamsche** Regel von dem gemeinsamen Auftreten verschiedener anderer Krankheiten während einer großen Epidemie konnte bestätigt werden: Lungenentzündungen verschiedener Art, Genickstarre, die von der echten Grippe sicher zu trennende Kopfgrippe traten gehäuft auf, ein Zeichen jener eigenartigen epidemischen Konstitution.

So ist uns durch ältere und neuere Beobachtungen scharfblickender Forscher vielen in der Lehre vom Entstehen und Verschwinden der Seuchen klargeworden. Ohne den spezifischen Erreger keine Seuche! Gelingt es, ihn fernzuhalten, dann tritt keine Epidemie mehr auf. Den schlagendsten Beweis dafür bieten jene Fremdkrankheiten wie Pest, Cholera, Fleckfieber, die durch sorgfältigen Seuchenschutz tatsächlich von Westeuropa ferngehalten worden sind.

Eine unbescheidene Zahl

Von Dr. K. **Weitzel**

Bekanntlich sind die Kleinsten meist die frechsten! So ist's auch mit unseren Satzzeichen. Der kleinste Knirps, der Punkt, macht sich in unserer Sprache heute immer mehr breit, und Schiller und Goethe würden sich sehr darüber wundern, wieviele „Punkte" in unserem Deutsch herumwimmeln. Zu den harmloseren gehören noch der Nullpunkt, der Schwerpunkt, der Standpunkt, der Kernpunkt, der Brenn-, Gesichts- und Ruhepunkt. Sind wir zu bequem, aus dem unerschöpflichen Born unserer Sprache einen schönen, treffenden Begriff heraufzuholen, nun — dann drängt sich sofort der „Punkt" vor und bietet seine Dienste an. Da gibt's einen wunden und einen heiklen Punkt, einen schwachen und einen toten, einen dunklen und einen Kardinalpunkt, einen strittigen und sogar einen springenden! Kein Wunder, daß dem kleinen Kerl der Kamm immer mehr schwillt. Es ist wirklich an der Zeit, daß wir ihm das Handwerk legen und — „einen Punkt machen!"

Das weibliche Gegenstück zu Herrn Punkt ist eine Zahl, die **„Zwei"**; doch — „am Telephon stets **„zwo"** nur sprich, sonst verbind't dich niemand nich!" Sie ist zwar ebenfalls reichlich unbescheiden, kann aber, wenn sie gerade will, auch zurückhaltend sein und tritt mitunter sogar tief verschleiert auf. Dazu kommt, daß sie gegenüber Herrn Punkt nicht erst neuerdings, sondern seit alten Zeiten schon in unserem Wortbestand ihr Wesen treibt. Denn der Mensch ist ja, seit er geschaffen wurde, so etwas wie eine wandelnde Zweiheit: sein Körper entwickelt sich gleichmäßig nach rechts und links, und den zwei Augen und Ohren entsprechen zwei Arme, Hände und Füße. Und ebenso umgab ihn von Anfang an die Natur mit Vorstellungen der Zweiheit: Himmel und Erde, Sommer und Winter, Morgen und Abend, hell und dunkel, gut und böse — alles Vorgänge und Gegensätze, die die Herrschaft der „Zwei" zweifellos schon früh begründet haben.

Übrigens: **„zweifellos?"** — Da haben wir gleich wieder unsere Zahl! Zweifel bedeutet weiter nichts, wie ein Hin- und Herschwanken zwischen zwei Möglichkeiten, ähnlich wie **„Zwist"** ein „Entzweien" in sich schließt. Unter Umständen begrüßt unsere Zwei schon das neugeborene Menschenkind: der **„Zwilling"** ist ein Kind, das „zu zweien", mit einem anderen zusammen geboren wird, der **„Zwitter"** ein zweigeschlechtliches Wesen. Und wen etwa Gicht und Rheuma **„zwicken"** und **„zwacken"**, der hat's auch mit der Zwei zu tun; er wird dann gewissermaßen mit zwei Fingern oder von zwei Seiten gepackt.

Leicht erkennbar ist die Zwei in den Zusammensetzungen mit „zwie", wie **„Zwieback"** — ein zweimal gebackenes Gebäck — **„Zwiespalt"**, **„Zwietracht"** und **„Zwielicht"**, schwerer in **„Zweig"**, **„Zwirn"**, **„zwinkern"** und **„zwitschern"**. Der Zweig ist die Zweiteilung des Astes, der Zwirn ein zweifach gedrehter Faden, ebenso wie **„Zwiellich"** ein Gewebe von doppelten Fäden; ähnlich erklärt sich auch der **„Zwickel"** — gebräuchlich als technischer Ausdruck in der Gewölbearchitektur oder am Strumpf als keilförmige Erweiterung am Knöchel — durch die **Hineintreibung** eines Stückes zwischen zwei Hälften. Zwinkern und zwitschern bedeuten ursprünglich nur ein Hin und Her der Bewegung, und zwar „zwinkern" der Lichtbewegung und des vom Lichte geblendeten Auges, „zwitschern" der Schallbewegung. Das unaufhörliche Auf und Ab des Auges bzw. der Stimme von einem Punkt in den andern liegt hier als anschauliche Vorstellung zugrunde. Auch in unserer Zahl **„zwanzig"** wird man die Zwei auf den ersten Blick vielleicht nicht vermuten. Die alten Naturvölker konnten ja ursprünglich nur bis zehn zählen und rechnen, wobei die zehn Finger der einzige Anhalt waren. Die Zahlen über zehn wurden daher mit den vorhergehenden zusammengesetzt, und die folgenden Zehner waren „Zigs", „zwanzig" also „zwei Zigs", dreißig drei Zigs usw.

Ganz besonders geschickt aber hat sich die Zwei in unserem Worte **„Zuber"** zu verstecken gesucht. Die letzte Silbe „ber" ist nämlich eine Verstümmelung aus einem altdeutschen Worte mit der Bedeutung „tragen", das heute noch in „Bahre", „Bürde", „furchtbar" erhalten ist; die erste Silbe hieß ursprünglich „zwi". Also ist der Zuber — ursprünglich „Zwibar" — ein „Zweiträger", d. h. ein Traggefäß mit zwei Griffen, ebenso wie der **„Eimer"** — früher „Einber" — ein „Einträger", also ein Gefäß mit **einem** Henkel ist.

Die Reichsfürsorgepflichtverordnung und die dazu geltenden Ausführungsbestimmungen, mit besonderer Berücksichtigung der süd- und mitteldeutschen Länder. Erläutert von Karl **Rutz,** Regierungsdirektor in Augsburg, unter Mitwirkung von Oberregierungsrat Dr. **Schühly** in Karlsruhe, Ministerialrat **Linkenheld** in Darmstadt, Ministerialrat **Wittelhöfer** in Berlin, Ministerialrat Dr. Hans **Maier** in Dresden, Oberregierungsrat Dr. **Poser** in Weimar und Ministerialrat **Schmidt** in Stuttgart. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München 1930. 838 Seiten. Leinenband 24 *RM.*

In seinem ersten Teil enthält das Werk eine sehr eingehende Erläuterung der reichsrechtlichen Bestimmungen. Die Ausführungsbestimmungen der Länder **Baden,** Bayern, Hessen, Preußen, Sachsen, Thüringen und Württemberg durch die Fachbearbeiter der einzelnen Länder werden im zweiten Teil gründlich besprochen, während die landesrechtlichen Bestimmungen der übrigen kleinen Länder im Text angeführt sind. Eine sehr willkommene Bereicherung des Werkes bildet die Aufnahme der reichsrechtlichen Nebengesetze über die soziale Kriegsbeschädigten- und Kriegerhinterbliebenenfürsorge, Aufwertungsvorschriften, Kleinrentnerfürsorge. Schwerbeschädigtenfürsorge, Flüchtlingsfürsorge, Freizügigkeit usw. in ihren entsprechenden Bestimmungen. Besonders wertvoll vervollständigt wird das Werk noch dadurch, daß es die Entscheidungen des Bundesamts für das Heimatwesen und der obersten Verwaltungsgerichte der Länder mit ihren Entscheidungssätzen enthält. Alle Zweifelsfragen sind in klarer Sprache erläutert. Das gilt besonders auch vom badischen Teil des Werkes, der bisher von keiner Seite eine nähere Kommentierung erfahren hat. Die Anordnung des vorzüglich gegliederten Stoffes ist sehr übersichtlich.

Vorlagen zum Selberschneidern. Der Verlag der Ullstein-Schnittmuster ließ soeben **drei „Ullstein-Modealben"** erscheinen, in denen er die neuen Frühjahrsmodelle des „sprechenden" Ullstein-Schnitts zeigt. Im Gegensatz zu früheren Ausgaben bringen die Alben diesmal, ohne auf Elegantes ganz zu verzichten, besonders viele einfache und auf geringen Stoffverbrauch zugeschnittene Modelle. Jedes ist zum Selberschneidern bestimmt, zu jedem gibt es einen fix und fertig zugeschnittenen „sprechenden" Ullstein-Schnitt, der sich dadurch auszeichnet, daß auf allen seinen Teilen in großen Buchstaben Anleitungen aufgedruckt sind. Dieser Aufdruck, „Sprache" genannt, soll auch der Anfängerin das Selberschneidern ganz leicht machen. Wer auf das fix und fertig zugeschnittene Schnittmuster verzichten kann, dem genügt wohl auch der große Schnittmusterbogen, der jedem Album beiliegt und viele Modelle trägt.

Karlsruher Konzerte

Wir verfügen zwar nicht mehr über die ungeheure Massierung der Klangmittel, die auch ein Brucknerwerk eigentlich verlangt (es können u. a. nie genug Kontrabässe, Cellis usw., aber auch Bläser sein), trotzdem darf jedoch der erneuten Aufführung seiner siebenten Sinfonie, die im Rahmen von dem

VII. Sinfoniekonzert des bad. Landestheaterorchesters

stattfand, eine tiefgehende Wirkung nachgesagt werden. Nun gehört allerdings diese E-Dur-Schöpfung nicht zu den schwierigst zu gestaltenden Partituren des Meisters, und sie setzt auch von seiten der Hörer keine so angestrengte Mitarbeit voraus wie manche ihrer Schwestern, gleichwohl könnte sie im klingenden Aufbau doch wenig überzeugend wirken, wenn nicht ein Dirigent an der Spitze des Orchesters steht, der ihre innere Organik genau kennt und beherrscht. Gerade dies aber ist ein Vorzug der Brucknerinterpretation von Generalmusikdirektor **Josef Krips,** und weil er mit äußerster, gegen früher noch intensiv gesteigerter Konzentration dirigierte, gelang ihm trotz der erheblich beschränkten Mittel eine wundervoll plastische Gliederung des rhythmisch ungemein zerklüfteten Kolossalwerkes. Und es war nicht nur das prächtige, in seiner inkommenturablen Tiefe ergreifende Adagio, dessen weitgespannte melodische Bögen durch ihn mit erstaunlicher Kraft aufgewölbt wurden, auch die übrigen Sätze hatten organische Geschlossenheit und waren von sicherer Konsequenz durchdrungen. Ein Sonderlob verdient das Landestheaterorchester, das mit Konzertmeister **Schfenkiel** am ersten Geigenpult mit größter Sorgfalt musizierte. Voran ging das „Doppelkonzert" von Brahms, jenes ob seiner Zweiteilung der solistischen Stimmen auf Violine und Cello berühmte A-Moll-Konzert (op. 102), für das sich einstens Joachim und Hausmann einsetzten. Hier waren **Ottomar Voigt** und **Paul Trautvetter** die Spieler der beiden Soloinstrumente; sie wurden dem schwerwiegenden Gehalt, der streckenweise so leicht trocken und kühl anmuten kann, in sehr achtenswerter Weise gerecht und boten das merkwürdigerweise immer noch von den wenigsten Solisten zum Vortrag auserkorene Werk außerdem mit jenem reifen Verständnis, das von innerer Verbundenheit mit der Brahmsschen Kunst zeugt.

Mit einer Vortragsfolge, die den Musikhunger weitester Kreise zu stillen geeignet war, stellte sich wieder einmal

Maria Kerber,

die verdiente Klavierlehrerin des Munzschen Konservatoriums, der Öffentlichkeit vor. Erstaunlich daran war vor allem die rein physische Leistung, während die Pianistin geistig doch nicht ganz durchhielt. So ist es für Frauenhände stets mehr als ein gefährlicher Versuch, sich an ein so ausgesprochen männliches Werk wie die Paganini-Variationen von Brahms zu wagen, aber auch Beethovens op. 109 reicht zuweilen in Ausdrucksgebiete, die einer weiblichen Psyche verschlossen bleiben. Hier fiel zudem auf, daß die fleißige Spielerin noch nicht über die zauberhafte Differenziertheit des Anschlags verfügt, die gerade ein solches Werk voraussetzt. Auch sonst hätte der Klavierklang viel nüancenreicher mitunter sein dürfen und einigermaßen den akustischen Verhältnissen des „Vier Jahreszeiten"-Saales angepaßt, den er des öfteren für empfindlichere Ohren höchst unangenehm durchdröhnte. Es seien jedoch darüber einige sehr freundliche Momente nicht vergessen, so etwa gleich am Beginn des Abends bei Beethovens C-Dur-Sonate (op. 2, Nr. 3), in deren Wesen sich Maria Kerber wirklich hineingefühlt hatte, ebenso wie ihr später die Atmosphäre der Chopin-Musik nicht fremd schien.

Auch die dritte der Pianistinnen, die wir in den letzten Tagen zu hören Gelegenheit hatten, auch

Gertrud Baumann,

die im Saale der badischen Hochschule für Musik konzertierte, erschwerte sich ihre klavieristische Aufgabe dadurch bedeutend, daß sie ausgerechnet mit den Händel-Variationen von Brahms anfing, also ebenfalls mit einem Werk, das doch eigentlich einen Virtuosen größten Stils und keine — Debutantin am Flügel verlangt. Gewiß, es zeugt von einer strebsamen, auch technisch schon gut beschlagenen Pianistin, wenn sie überhaupt derlei wagt, aber sie selbst (oder vielmehr ihre Lehrerin) sollte das bis heute erreichte Können denn doch nicht zu hoch einschätzen. Sympathischer berührte jedenfalls die nachfolgende Wiedergabe der H-Moll-Sonate Chopins, die in mancher Beziehung zweifellos eine überdurchschnittliche Darbietung war und den stürmischen Applaus weit eher rechtfertigte. Dabei gewann man auch den Eindruck, daß da in aller Stille ein Tastengenie heranwächst, das binnen kurzer Zeit das Interesse der klavierspielenden Welt finden dürfte, sofern es sich eben in dem ihm einstweilen gebührenden Rahmen bewegt. Das Schlußstück des Programms, Schumanns Carnaval (op. 9) konnte und wollte ich nach dieser günstigen Feststellung nicht mehr abwarten.

In die Reihe seiner so dankenswerten Veranstaltungen hat das

akademische Orchester

abermals einen interessanten Abend mit früh-historischen Werken eingefügt, alles ganz selten oder überhaupt nirgends mehr gespielte Tonstücke wie etwa des alten Joh. Adolf Hasse Ouvertüre zur Oper „Euristeo". Allzu bekannt ist ja wohl auch nicht eine hübsche Couperin-Suite, und nie kann es etwas schaden, wenn man an den Mannheimer Johann Stamitz oder an den Hamburger Telemann wieder erinnert wird, zwei zu ihrer Zeit hochberühmte Komponisten. **Heinrich Cassimir** absolvierte an der Spitze seiner musizierenden Studenten und Studentinnen die verschiedenen Sachen mit der klanglichen Frische, wie sie den Umständen nach auf Grund der zur Verfügung stehenden kurzen Probezeit erreichbar war. Mit jugendlicher Spielfreude war weiterhin **Albert Dietrich** solistisch beteiligt, der auch in technisch beachtlich geschliffener Ausführung die Bratschenpartie in einem dreisätzigen Concerto von Händel bot. Der Besuch ließ leider einiges zu wünschen übrig. H. Sch.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg